

Erzgebirgische Heimatblätter



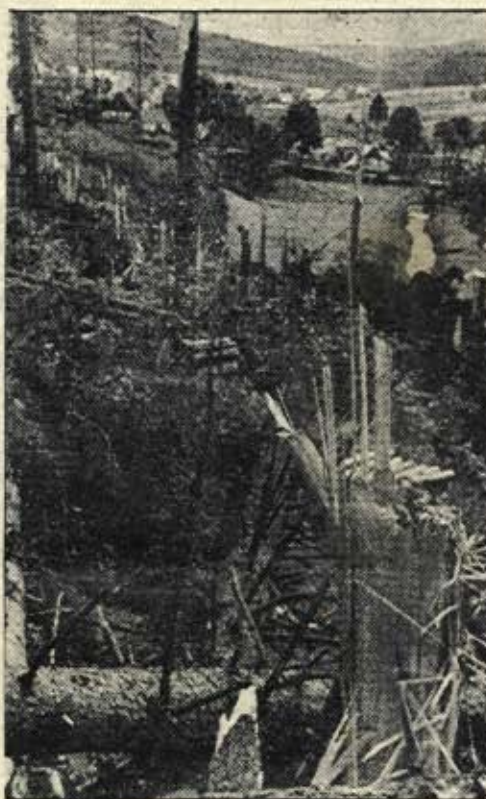
Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Jr. 35. — Sonntag, den 25. August 1935.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Der Wald von Sorgenthal

Ein kleines Dorf lag im Tale, das ein Gebirgsbach mit blanken Wellen durch-eilte, grün waren die Matten, und am Berge stand rauschend ein herrlicher Hochwald auf der Wacht. Dem Nordsturm, der im Winter brauste, brach er die Kraft. Schüzend lag die dunkle Mauer des Waldes vor dem Tal. Und wenn der Sommer im Juli mit heißen Tagen über das Gebirge stieg, wenn die Bergbauern dabei waren, in heißem Schweiß die kargliche Heuernte von den steilen Hängen zu bergen, dann trug die Sommerluft auf leisen Schwingen köstlich kühle Wellen aus seinen grünen Hallen über das Tal. Es war ein alter Wald, wohl hundert Jahre brausten über seinen Gipfeln dahin mit Regen und Sonnenschein, der grimmige Nordsturm und der warme Föhn, der im Frühling vom Mittagsmeere kam, das Fächeln der Sommerluft, wenn die Schlupfwespen surrend im Sonnenglast unter seinen Zweigen standen. Der Herbst brachte die Regenschauer des Nordostens, der Winter schlug ihn in die schweigend-schöne Erstarrung des Raufreifes. Durch das Tal, das Tag und Nacht von seinem Rauschen erfüllt war, wand sich einst nur eine Straße, ein Fußweg, der aus dem Lande der sächsischen Kurfürsten nach Böhmen führte, der Wald war finster und schaurig, die Bäume drängten sich bis dicht an den Weg und zur Nachtzeit trabten die fremden Reiter ängstlich und eilig ihre Bahn. Als dann noch eine Räuberbande in diesem Teil des finsternen Waldes ihr Unwesen trieb, die Morgen-sonne die blutigen Leichen der gemetzelten Kaufleute umspielte, wurde dieser Teil des Fußweges berüchtigt, man nannte ihn den Sorgenweg — das Sorgenthal. Die Zeit verging, die Jahre waren nur Tropfen im Meer der Ewigkeit. In das Tal, das vom Rauschen des Waldes erklang, kamen die ersten Siedler, kamen Förster und Waldleute, Angestellte des böhmischen Grafengeschlechtes derer von Buquoy, denen die großen, mächtigen Wälder eigneten. Das Dorf



Der verwüstete Wald bei Sorgenthal.

Sorgenthal entstand. Die Zeit ging weiter. In St. Joachimsthal fand man Silber, die Ära des erzgebirgischen Erzbergbaues hielt ihren Einzug. In den grünen, grünen Wald, beim Tal der Sorgen, kamen fremde Bergknappen, nach Silber zu schürfen. Durch das Schweigen der träumenden Tanne läuteten die Hammerschläge der fremden Handwerker eine neue Zeit ein. Man trieb zwei Schächte in den harten Panzer des Gebirges, die Zechen „Huthaus“ und „Engelsburg“. Der Ort Sorgenthal wuchs. Der Wald stand und ließ den Wind durch seine Wipfel sausen, der das Lied vom Werden und Vergehen sang. Der Berg wurde karg und geizig, die Silberadern erschöpften sich im tauben Gestein, man fand nur noch Eisen. Der Erzbergbau verfiel und mit ihm der Wohlstand der Gebirgler. Die Zechen lagen leer und öde, der mächtige, unbefiegbare Wald trieb seine grünen Vorposten heran, junge Fichten schwankten auf den verfallenden Mauern der Fördergebäude. Der Erzbergbau war tot. In das Walddorf Sorgenthal tanzte die Sorge, der Hunger war ständiger Gast. Die Acker lagen steinig, es wuchs nicht das Korn fürs liebe Brot, die einzige Feldfrucht, die Kartoffel, mußte oft im frühen Schnee geerntet werden, vom Oktober bis zum Mai wehte der Wintersturm gewaltige Massen Schnees über das Gebirge. Da war es wieder der große, mächtige, ewige Wald, der half. Die Männer brannten Kohlen, auf kleine Lichtungen im mächtigen Forst standen die schwarzen, rauchenden Meiler, die Holzkohle ging als begehrte Handelsware in das Land der Sachsen und weit hinein in das Königreich Böhmen. Die Alten, die Frauen und Kinder schnitzten aus astfreiem, weichem Holze Späne, die sie fein säuberlich zu Schachteln fügten und im Hausierhandel vertrieben. Im Sommer gab der Wald seine Früchte, Beeren und Pilze, im Winter gab er das Brennholz zum Warmhalten der kleinen Stube. Die Leute von Sorgenthal lebten. Die Zeit



Abgedeckte Häuser von Sorgenthal.

verging, der Wald stand am Berge, die Jahre rannen zurück in die Unendlichkeit.

Da klangen eines Tages fröhliche Hörner durch den Wald. Teile der preussischen Armee lehrten zurück von Königgrätz, wo das österreichische Heer unter Feldzeugmeister Benedek die größte Niederlage seiner Geschichte erlebt hatte. Preussische Husaren trabten lustig auf dem Bahweg. Der Wind spielte mit den hohen Haarbüscheln an den Mützen der Reiter, die Waffen klirrten, die steinige Waldstraße klang unter den Hufen der Rosse. Die siegreiche Armee zog nach der Heimat zurück. Der Train folgte nach. In seinem Tross rollten Wagen, in denen auf hoch aufgeschüttetem Stroh Verwundete und Kranke stöhnten. Und am Abend, als die ersten Fledermäuse unter den Zweigen gleich schwarzen Strichen pfeiften, als der Rauz in der verfallenen Zechen Huthaus schon schaurig schrie, hielt der endlose Zug der Wagen.

Während das letzte Leuchten im Walde verglomm, wurden zwei Leichen ausgeladen. Zwei preussische Husaren, schwer verwundet in der Schlacht, waren auf dem Rückwege verchieden. Am Wegsaume unter den wehenden Ästen der Bergfichten grub man ihnen in fremder Erde das Grab.

Die Fackeln lohten düsterrot, die Trommeln bummerten, die Hörner klangen zum Gebet. Ringsum war das dunkle, schweigende Bild des nächtlichen Bergwaldes, als man zwei preussische Reiter im fremden Gebirge zur letzten Ruhe bettete.

Das Echo der Ehrensalve verrollte in den dunklen schweigenden Wäldern, der Heerbann setzte sich wieder langsam in Bewegung, die letzten preussischen Bagagewagen knarrten an dem einsamen Grab am Waldrande vorüber. Unter den tausenden Ästen der alten Fichten schlafen zwei Söhne der braunen, märkischen Heide den ewigen Schlaf.

Die Zeit verrann, oft schritt der herbe Bergfrühling mit seinen spärlichen Blumen und Gräsern durch den Wald, kam mit Sturm und Frost der grimmige Winter. Der Wald stand hellgrün im Frühling und weiß und stumm im Schnee. Er wuchs, die schlanken Säulen der Stämme wurden stark und stärker. Auch im Dorf im Tale hatte ein besseres Leben begonnen. Die Gründerzeit kam mit ihrer Industrie, das geschickte, lernerfrige Volk der Gebirgler arbeitete in kleinen Werkstätten und Fabriken und verdiente, was es für sein genügsames Leben brauchte. Das Dasein war nicht mehr so hart wie früher, als die Vorfahren Kohle brannten und Schachteln schnitzten.

Da gestalte die Nachricht von dem Morde in Serajewo durch das Waldland. Der Weltkrieg war da.

Die Männer und Söhne der Bergheimat zogen unter der Fahne des Gebirgsregimentes Nr. 92 hinaus, kämpften und starben in den sonnendurchglühten Maisfeldern Serbiens, in den eifigen Winterwäldern der Karpathen, in den Sümpfen Böhmiens, in den mörderischen Schlachten am Isonzo, an der Piave, am Col di Lana.

Und wieder kam die Not, abermals grinst der Hunger im Tale. Die Lebensmittel wurden knapp. Riesengroß wuchs der Hunger in den Sommern der Jahre 1917 und 1918. Man aß Brot von Kleie, aus Baumrinde und den Kräutern des Feldes kochte man kraftlose Suppen. Die Vieder, die im Frieden so lustig durch das Tal klangen, waren verstummt. Der alte Wald, der laufend und wehend am Berge stand, hörte nur ab und zu halbwegsige Mädchen singen, denen der Ernst der Zeit und der Hunger noch nicht alle Lebensfreude zerbrochen hatte.

Sie sangen die Kriegslieder vom schönen Polenkind und das Lied von der Marien-Au im Krainerland.

Doch auch diese harte Zeit raufte vorüber. Der Krieg war aus.

An einem trüben nebligen Morgen im toten späten Herbst kamen wieder fremde Truppen im Gleichschritt durch den Wald, der nah vom Rebel triefte. Es waren graue Soldaten, ein slawisches Lied sprang auf, von den hohen italienischen Kappen leuchteten die Farben weiß-rot. Eine italienische Formation der tschechischen Legionäre besetzte die böhmisch-deutsche Grenze. Die tschechoslowakische Republik war Wirklichkeit geworden.

Der Hochwald stand am Hange, gewaltig und hoch die Stämme, durch die wuchtigen Kronen rauschte der Wind und die Jahre eilten.

Im Sorgenthal hochte die Sorge um's liebe Leben wieder in jedem Haus. Die Industrie lag still, die Werkstätten leer, der Absatz stockt! Die Gebirgler waren arbeitslos!

Nach einem langen Winter, der Schnee lag noch bis zur Mitte des Mai auf den Halden, kam endlich im Juni der Sommer ins Waldgebirge.

Die Tage wurden heiß, heißer als sie je im Waldland gewesen, der mächtige Forst um das Tal der Sorgen blühte auf, im warmen Sonnenlicht schwankten die hellgrünen Zapfen fröhlich zwischen den frischen schießenden Zweigen. Zur Nachtzeit, wenn der Wald nur leise atmete, wenn das weiße Licht der Sterne zitternde Figuren auf den Moosboden malte, zogen ganze Wollen köstlichen Tannenduftes durch das Tal. Der Wald blühte! Das war die fröhlichste Zeit für all die Tiere, die er beherbergte. Die Hasen, die so dürr und elend waren, als der harte Bergwinter dem Frühling wich, wurden wieder dick und rund, naschten an den kleinen Kleeblättern der Häusler und hoppelten gesättigt und zufrieden dem Walde zu. In den hellen Frühlingsnächten trieb der Rehbock die Weis, dröhnten die Schluchten vom tiefen Röhren des Hirsches. Im Lichte des Mondes schwankte der Schachtelhalm, die hohen Gräser lispelten leise, die roten und grünen Leuchtkäfer schwirrten, im Dickicht raunzten die Füchse. In den Nestern der Drosseln und Finken, der Ammern und Goldhähnchen piepte die junge Brut, die bald flügge wurde, die wilden Tauben gurrten im Schlaf.

Das waren die Nächte des Bergwaldes, wenn ihm im Sommer der Hauch des fernen Südens streifte.

Da kam ein Tag, der Himmel war blau und gläsern wie eine Kugel, die Häusler und Bergbauern waren bei der Heumahd, die Sonne prallte heiß und sengend auf die kleinen Felder im Tal und trotz der großen Hitze ging ein heftiger, warmer Wind. Die Bauern schimpften, das Heu, das in der unheimlichen Wärme wie Zunder dörrte, wurde eingebracht in mächtigen Bürcen, die mit Stricken zusammengezogen und auf den Schultern in die Scheunen und Dachböden getragen wurden. Die Bauern haben da einen Trick, so, daß sie die Bürcen gegen den Wind anlegen, denn kommt der Wind in die Seite, legt er den ganzen Heuhaufen um, ehe er noch mit dem Seile zusammengeknüpft werden kann. Um darum schimpften die Bergbauern, weil heute der Wind in kurzen Pausen umsprang, bald blies er von Nord, dann von West, dann wieder von Ost und Süd. Ein alter Bauer brummte, daß er noch nie so einen närrischen Wind erlebt habe und daß im Himmel etwas locker geworden sein müsse.

Der Tag verging mit dem Abendrot im Westen, eine ungewöhnlich heiße Luftwelle legte sich über die Höhen des oberen Erzgebirges, der warme wechselnde Wind des Tages hielt an.

Ängstlich und schwer rauschend stand der alte, herrliche Hochwald am Berge beim Tal der Sorgen in der Sommernacht. Es sollte seine letzte sein!

Ein neuer Morgen brach an, die Luft war heiß, der Himmel wurde grau und dießig, kein Vogel sang im Wald. Der Wind war erstarben. Es sah nach Regen aus. Da fielen in der Gegend des Keilberges, weit im Westen, graue Strähnen vom Himmel, dort war schon der Regen. Es kamen mit großer Schnelligkeit schwarze Wolken näher, die Blitze zackten zwischen ihnen wie feurige Bänder. Der Donner rollte grollend und dröhnend über dem Wald. Dann stand plötzlich, wie aus dem Himmel gefallen, eine weißliche Wolke vor ihren schwarzen Schwestern, ihre Ränder waren gelb, die Ausläufer schlepten auf der Erde. Mit rasender Schnelligkeit stürzte sich die Wolke ins Tal, und dann war der Regen da und Schloßen prasselten über die Steine, die faustgroßen Eisstücke sprangen meterhoch vom Boden empor. Mit einem Schlage setzte der Wind ein — nein, das war kein Wind, das war Sturm, das war, wie wenn hunderte von Tonnen schweren fließenden Sandes durch die Luft rasten, welche die Menschen emporrissen, sie an die Häuser klebten, sie weit

übers Feld rollten. Dann wurde es finster, ein urweltliches Rauschen und Bräseln zertrachte über dem Tale, wie Geschosse flogen Ziegel, Schiefer und Mauerbrocken durch die Dunkelheit. Dächer zertroben im Kochen und Brodeln, Scheunen klappten zusammen wie Kartenhäuser und verschwanden in der lodhenden Luft. Mauern zerbarsten.

Jetzt hatte die Wirbelwoge des Sturmes den Wald erreicht, noch einmal bäumte er sich auf, der herrliche, stolze, starke, der tausend Winterstürme überstanden hatte, dann zersplitterte er unter der Walze des Jyklons.

Und niemand hatte seinen Todesschrei gehört, niemand hatte nur einen Ton vernommen, als die herrlichen hohen Bäume zerspellten. Das Donnern und Krachen der splitternden Stämme ging unter im rasenden Säusen des Wirbelsturms.

So schnell wie er gekommen, war der Sturm vorübergerast, die Blitze zuckten spärlicher, der Regen lies nach. Das unglaubliche Auge sah ein entsetzliches Bild, die zertrümmerten, geborstenen Häuser der unglücklichen Gebirgler und drüben am Berge — —?

Wir alle, die wir die Geschichte der großen Artillerieschlachten bei Verdun gelesen haben, waren erschüttert von der Schilderung der zerrissenen Wälder in den Schluchten des Hardaumont und am Toten Mann. In tagelangen Artillerieoffensiven wurden die Wälder von den Geschossen der schwersten Kaliber zerrissen, zerlegt, zerstampft und ein ödes, trostloses Trichterfeld wurde das Grab des Waldes bei Verdun — —

Am Berge lag niedergemäht der schöne Wald, der noch vor Stunden so friedfröhlich blühend im Licht des jungen Morgens

stand. Hier bis fünfmal zerschmettert die starken, mächtigen Stämme, ein Chaos von grünen Zweigen und weißen Splittern. Durch die abziehenden Nebelfahnen des Sturmes leuchten die weißen Fugen zerrissenen Holzes. Steine und Felsbrocken sind von den stürzenden Bäumen herausgerissen worden. Große Mengen weichem Waldbodens wurden in die Luft geschleudert. Was ein Feuer der schwersten Geschütze erst nach Tagen zustande gebracht hätte, der Jyklon, die Walze Gottes, tat es in Sekunden!

Der Hochwald war zerspellt wie sprödes Glas, zerrissen, geknickt wie schwaches Rohr die wuchtigen Stämme. Die Nebel zogen, die zerlegten Strünke ragten weiß hervor, die Tiere, die in den Strudel des Sturmes gerieten, waren erschlagen, die gefiederten Sänger des Waldes tot. Zwischen den ineinandergekeilten Häufen der Stämme lagen Vogelnester mit zerbrochenen Eiern, tote Schwalben, die der Schwall des Sturmes aus dem Dorfe in den Höllentessel der brechenden Bäume geschleudert hatte.

Der Wald am Berge, der Generationen kommen und sterben sah, der treue Wacht dem Dorf gehalten hatte, dessen Wehen und Säusen durch die Träume der Waldeute klang — er ist nicht mehr!

Am 28. Juni 1935, dem Tage vor Peter und Paul, starb der Hochwald von Sorgenthal!

Karl Frank, Fleiß-Sorgenthal Nr. 18, bei Weipert (C.S.R.).

(Nachdruck nur mit Bewilligung des Autors gestattet!)



Mei Gungel schlöft!

Mei Gungel schlöft. — Is dos a Frieden.
dar uf dan klenn Gesichtel liegt.
Grod wie vun Glocken eigelieten
un wie vun Engeln eigewiegt.

Ums klane Guschel zieht a Lacheln,
als lög a Himmelreich drümrüm,
als ging a laues Frühgahrsfacheln
üm bunte Wiesenblume rüm.

Es gibt eich nirgndst a Wort, a Lied,
wos su enn A'blad kännt beschreiben,
dar enn su tief ins Harz neigiecht
un harrlich bis ans End ward bleibn.

Behüt dich Gott, mei klanner Bengel!
Schwarz liegt de Nacht uf Barg un Tol.
Sah ich asu menn golding Engel,
ward's üm mich hall dann noch emol.

E. Bauerfachs.





Erzgebirgische Stadtwappen

Von Martinus Lauffer-Ehrenfriedersdorf.



Das Hoheitszeichen einer jeden Stadt ist ihr Wappen. Durch das Recht zur Führung eines Wappens unterscheidet sich eine Stadt wesentlich von einem Dorf. Wir finden heute das Stadtwappen in allen städtischen Siegeln und Dienststempeln. Volle Rechts-

gültigkeit erlangt ein von einer städtischen Behörde ausgestelltes Schriftstück erst dann, wenn es einen Stempel mit dem richtigen Stadtwappen trägt. Es muß deshalb für einen jeden Bürger eine einfache Selbstverständlichkeit sein, über das Wappen seiner Heimatstadt Bescheid zu wissen wie auch die Wappen der Nachbarstädte wenigstens zu kennen. Und gerade unsre Gegenwart, die wieder besonders Heimatgefühl und Heimatstolz pflegen will, legt es uns nahe, den Ursprüngen dieser oft sehr alten Wahrzeichen in guten und bösen Tagen der Stadt nachzugehen. Nicht zu allen Zeiten haben Städte ein Wappen besessen. Im 12. Jahrhundert, als unser Wappenwesen entstand, führten allein adeliche Personen ein Wappen, und zwar jede Person ein besonderes Wappen für sich allein. Bald aber wurden die Wappen von Person zu Person innerhalb einer Familie vererbt und es entstanden die Familienwappen, wie wir sie heute kennen. Bereits im 13. Jahrhundert führten dann auch bürgerliche Familien ein Wappen. Das Wort „Wappen“ stammt von „Waffen“, mittelhochdeutsch heißt es „wāpen“. Praktische Gründe waren es, die den Anlaß zur Entstehung des Wappenwesens gaben. Die in ihrer Rüstung mit geschlossenem Helm für ihre Umgebung unerkennlichen Ritter mußten sich im Krieg, aber auch im Turnier zu ihrer Kenntlichmachung ein äußeres Zeichen anschaffen. Sie brachten dieses Wappen gut sichtbar auf der Fahne, dem Helm und dem Schild an. Zu jener Zeit führten Körperschaften (Vänder, Städte usw.) noch kein Wappen, weil ja stets nur Einzelpersonen Träger von Waffen sind. Damals war das Stadtsiegel mit einem charakteristischen Siegelbild das Hoheitszeichen einer Stadt. Im Laufe des späten Mittelalters, teilweise auch erst in der Neuzeit, entwickelten sich die Stadtwappen, zumeist aus den Siegelbildern. Großenteils geschah das so, daß man das alte Siegelbild einfach in einen Schild — das vornehmste Kennzeichen eines Wappens — setzte. Einzelne Städte brauchten ihre alten Siegel weiter und legten sich daneben ein eignes Wappen zu mit einem ganz neuen Wappenbild. Heute verwenden alle sächsischen Städte ihr Wappen im Siegel; ein Stadtsiegel mit einem besonderen Siegelbild wird nicht mehr geführt.

In den Jahren 1894 ff. wurden die Wappen der sächsischen Städte auf Anordnung des Innenministeriums als der obersten staatlichen Aufsichtsbehörde für Stadtwappen in Sachsen auf ihre Richtigkeit hin überprüft. Die meisten Städte ließen sich damals ihr Stadtwappen neu bestätigen. Das Wappen von Geyer wurde im Jahre 1902 folgendermaßen amtlich festgelegt: Im blauen Schild befindet sich ein viereckiger goldener Turm mit offenem Tor, Fallgatter, Torflügeln und rotem Dach,

das mit zwei Fähnchen besetzt ist. Zu beiden Seiten des Turmes befinden sich je sieben goldene Sterne. Der Turm ist wieder mit einem Wappen belegt, das in silbernem Schild drei schwarze Geierköpfe zeigt; auf dem Schild sitzt ein Helm mit Krone, aus der ein flugbereiter schwarzer Geier wächst, u. schwarz-silbernen Helmedecken. Auch die Stadtfarben wurden damals neu festgesetzt. Sie ergeben sich stets aus den Farben des Wappens von selbst. Und zwar bestimmt die Hauptfarbe des Wappenbildes die Farbe des oberen Fahnenstreifens, die Farbe des Wappenschildes bestimmt die Farbe des unteren Fahnenstreifens. Die Stadtfarben von Geyer sind demnach: Gold-Blau. Seit wann besitzt die Stadt Geyer ein Wappen und wie ist sie dazu gekommen? Diese Fragen können in unserem Falle ebenso wenig wie bei den meisten anderen kleinen Städten beantwortet werden. Ein Stadtsiegel läßt sich seit dem Jahre 1566 nachweisen. Also erst ziemlich spät. Allerdings läßt der Stil dieses ersten bekannten Stadtsiegels vermuten, daß es erheblich älter ist, ja vielleicht gar aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammt. Es hat einen Durchmesser von 26 mm und zeigt zwischen einer kreisförmigen Linie am Rande und einer Perlenkette die Umschrift: „SIGILLVM DE MONTE GEIERIS“ (d. h. „Siegel des geyerschen Berges“, was gleichbedeutend ist mit „Siegel der Bergstadt Geyer“). Für die Frage der Entwicklung des heutigen Stadtwappens interessiert uns am meisten, was in dem runden Siegelfeld dargestellt ist. Da sehen wir einen breiten viereckigen Turm mit offenem Tor und breitem Dach. Der Turm trägt über dem Tor einen bewegte geformten Schild mit drei Geierköpfen. Zu beiden Seiten des Turmes befinden



Das alte Rathaus von Geyer, dessen Abbildung unsere Leser im Zusammenhang mit beistehendem Artikel über die Entstehung des Geyerschen Stadtwappens interessieren wird.

sich Ranken einer Schlingpflanze. Dieses Siegel wurde nachweislich bis zum Jahre 1721 benutzt. Jedem fällt sofort die Ähnlichkeit dieses Siegelbildes mit dem Wappenbild des heutigen Stadtwappens auf. Und tatsächlich ist das Stadtwappen von Geyer auch aus diesem Wappenbild hervorgegangen. Sicher hat Geyer in alter Zeit nie ein Wappen verliehen bekommen. Die Stadt entwarf sich eben selbst das oben beschriebene Siegelbild, wobei der Turm die Wehrhaftigkeit der Stadt (man denke an die Wehrkirche von Geyer!) darstellen, der Schild mit den Geierköpfen aber einen Lautanklang an den Stadtnamen bilden sollte.

Alle Siegel der folgenden Zeit tragen dieses Bild fast unverändert. Auf einem Siegel des 17. Jahrhunderts werden zuerst die Pflanzenranken durch mehrere Sterne ersetzt.

Als in der Stadt die Notwendigkeit dringend wurde, auch ein Stadtwappen zu besitzen, machte man es sich einfach. Man setzte nämlich das Siegelbild in einen Schild, — und fertig war das Stadtwappen. Die älteste Abbildung dieses Wappens sehen wir auf der Stadtansicht, die Wilhelm Dilich in der Zeit zwischen 1629 gezeichnet hat. Aber auch bei seiner Zeichnung fehlen noch die Farben, die doch für ein richtiges Wappen notwendiger Bestandteil sind. — Im Jahre 1721 ff. wurden zum ersten Mal alle sächsischen Städte von der Regierung aufgefordert, eine Be-

Schreibung ihrer Wappen mit Angabe der Farben nach Dresden einzuschicken. Diese Beschreibungen sind erhalten, und wir haben hier die älteste Nennung der geyerschen Wappenfarben. Die Stadtverwaltung schreibt: „das Feld ist blau, die Sterne golden, der Turm rot, das Dach schieferfarben mit goldenen Knöpfen und Fähnchen, das kleine Schildchen silbern, die Geierköpfe

von Geyer damals nicht viel von Wappenlehre verstanden haben und vielleicht hatte die kleine Stadt gar keine Gelegenheit, ihr Wappen farbig irgendwo anzubringen, und möglicherweise haben diese Stadtväter damals (1724) die Farben sich schnell ausgedacht, um überhaupt die amtliche Anfrage beantworten zu können.

In späterer Zeit befand sich in der alten Stadtkirche am



schwarz.“ Jeder, der etwas von Wappenlehre versteht, wird sofort sehen, daß bei diesen Farbangaben ein grober Verstoß gegen diese Lehre vorliegt. Die Wappenlehre verbietet, daß Rot und Blau nebeneinander gesetzt werden, und das würde doch hier der Fall sein, wo der Turm angeblich rot in blauem Felde stehen soll. Es liegt aber der Verdacht nahe, daß die Stadtväter

Ratschor ein holzgeschnitztes und bemaltes Stadtwappen. Es wird beschrieben in dem Buche von J. Th. Tzohran „Historische Nachrichten von der Bergstadt Geyer“, das 1775 gedruckt worden ist. Nach der Beschreibung zeigt es die Form des Wappens, die heute geführt wird. Auch die Farben sind die heutigen.

25 Jahre Bielhaus bei Eibenstock

Am vergangenen Sonntag fand auf dem Biel die Geburtstagsfeier des 25jährigen Bielhauses statt, die verbunden war mit einem echt erzgebirgischen Heimatfest in der Stadt Eibenstock. Ueber den Verlauf des Festes selbst hat die heimatlliche Tagespresse bereits ausführlich berichtet, hier sei auf die geschichtliche Entwicklung des Bielhauses hingewiesen und wir finden darüber im „Eibenstocker Tageblatt“ einen ausführlichen Bericht:

„Von der Bielhalle zum Bielhaus.“

Die Geschichte des Bielhauses reicht eigentlich länger als 25 Jahre zurück, denn schon vor 75 Jahren errichtete ein geschäftstüchtiger Konditor auf dem Bielberge, der mit der jahrhundertalten Buche von jeher nicht nur das Wahrzeichen Eibenstocks, sondern schon immer ein beliebter Aufenthalt der Eibenstocker Bürgerschaft war, eine Holzbude. 11 Jahre später, im Jahre 1886, erbaute dann der Erzgebirgsverein eine schon würdigere Bielhalle, die im Jahre 1909 niederbrannte, worauf der Bau des

Bielhauses beschlossen wurde. Ueber den damaligen Brand berichten die vergilbten Blätter des damaligen „Amts- und Anzeigeblasses für den Bezirk des Amtsgerichtes Eibenstock“:

„Eibenstock, den 6. Juni. In früher Morgenstunde brannte am vergangenen Sonnabend die alte Bühlhalle nieder, aus Ursachen, die sich nicht ermitteln lassen. Der Bühl war ja ganz auf den Schuß des Publikums angewiesen. Der Räucher konnte das Gebäude nicht bewohnen, und so waren beide Hallen, namentlich die alte wegen mancherlei Vorräten, auch der Schuppen, nächtlichen Besuchern ausgelegt. Vor einigen Jahren ge-

lang es, einen solchen Einbrecher zur Strafe zu ziehen. Die erste Halle war vor einigen 20 Jahren von dem hiesigen Erzgebirgsverein unter großen Opfern errichtet. Die kleine Besetzung des Vereins hat im Laufe der Zeit viele Wandlungen erlebt, bis sie sich seit etwa zehn Jahren zu einem schmucken, einladenden Ruheplätzchen entwickelte. Infolge der selten schönen Lage und der herrlichen Aussicht auf die umliegende Berg- und Wald-

landschaft ist der Bühl von Jung und Alt, von Einheimischen und Fremden gern besucht worden. — Infolge des letzten Vorkommnisses bietet sich Gelegenheit, dem Bühle die Gestaltung zu geben, die er schon längst verdiente. Ein schmuckes Anwesen mag endlich da oben erstehen, das dem auserlesenen Plätzchen und der Stadt zur Zierde gereicht und den Fremdenverkehr noch mehr belebt und fördert. Für den Wanderer, namentlich aber für den Sommerfrischler, läßt sich kein besserer Ort denken: prächtige Aussicht, passende Höhenlage, Wald-

nahe, Annehmlichkeit der Stadt und doch wieder ländliche Abgeschlossenheit, dazu kommt die schöne Umgebung mit ihren köstlichen Spaziergängen durch reizende Täler u. wunderbare Waldungen.“ So ging es bereits im August desselben Jahres an den Bau. Zu Weihnachten konnte das neue Haus schon die ersten Gäste aufnehmen, während die eigentliche Eröffnungsfeier erst am 2. Juli 1910 stattfand. Damals sang ein begeisterter Heimat-

Auf dem Biel, da steht ein Haus,
Schaut gar nett und freundlich aus,



Das Bielhaus bei Eibenstock.

Lacht dir tief ins Herz hinein,
Lädt dich froh zum Rasten ein,
In die Fern der Giebel winkt,
Abendrot vom Fenster blinkt:
O mein Biel, wie bist du schön!
Auf dem Biel, da ragt ein Baum,
Mächtig in der Büste Raum.
Zeuge längst entflohener Zeit,
Sah er manch' Freud, manch' Leid.
Durch die Krone rauscht der Wind,
Ruft es laut und säuselnd lind:
O mein Biel, wie bist du schön!
Auf dem Biel, da rauscht der Wald,
Amfelschlag herüberschallt,
Tannenhauch weht durch die Luft,
Maien atmen würz'gen Duft.
Von den Wipfeln laut es schallt,
In dem Tann' es widerhallt:
O mein Biel, wie bist du schön!
Auf dem Biel, da wohnt die Pracht,
Bergeszauber hold dir lacht.
Ringsum Höhen niederschaun,
Dir zu Füßen grüne Au'n.
Jubelnd künden sie es laut,
Tönt's vom Himmel, der hier blaut:
O mein Biel, wie bist du schön!
Auf dem Biel, da laßt mich sein,
Schau'n in all die Luft hinein,
Loben mich am Sonnenglanz,
Freuen an dem Bergesranz.
Lieben dich, mein Städtlein,
Dich, o Heimat, traut und fein.
O mein Biel, wie bist du schön!

Alles, was die Wanderlust hier in dem herrlichen Zipselchen unseres Erzgebirges erlauscht hat, klingt aus diesen Zeilen wieder und wir wissen es ja, wie wir Erzgebirgler an unseren Bergen

und an unseren Berghäusern hängen. Kommt herauf in unser Erzgebirge, ihr deutschen Brüder und Schwestern aus allen Bauen, und freut Euch mit uns an der Schönheit unserer Heimat. Leicht ist's Euch gemacht; der Erzgebirgsverein sorgte für eine Markierung, die es jedem ermöglicht, sorglos zu wandern und das Ziel zu erreichen. Wie schön ist es, Wandersmann, wenn Du Dich auf die schlichten Zeichen an Bäumen und Steinen getreulich verlassen kannst, die Dir den Weg bezeichnen. Ja, meine Freunde, das ist so eine stille Arbeit, die alle Erzgebirgsvereine leisten, die Ihr erst schätzen lernt, wenn Ihr in Gegenden wandern solltet, wo nicht eine solche Markierung und Beschriftung der Wege durchgeführt ist. Danken wir es dem Herrn Wegemeister mit seinen Gehilfen, mit Farbtöpf und Pinsel und Pfählen und folgen wir ihm auf fröhlicher Wanderfahrt, damit sich recht oft Gäste einfinden in dem Bielhaus, welches wir unseren Lesern heute im Bilde zeigen. Gar freundlich schaut es ins erzgebirgische Land hinaus und lädt zu froher Einkehr als das Wahrzeichen einer gastlichen Stätte auf dem hohen Biel bei Eibenstock ein.



Das Bielhaus bei Eibenstock.

Das Kloßgut bei Schwarzenberg

(Diese Sage, einer wahrhaften Tatsache sehr ähnlich, fällt in die Mitte des vorigen Jahrhunderts.)

„Rein Frau, ich kann nicht länger mehr
Den Schmerz im Leib ertragen,
Selbst trocken Brot wird mir zu schwer,
Ich leid' an schwachem Magen.
Des Hungerns bin ich herzlich satt,
Hol' mir den Doktor aus der Stadt!“

Flugs holt die Frau den Arzt herbei,
Der spricht nach kurzem Fragen
Und flücht'ger Zungenschau: „Ei, ei!
Wie schwach ist euer Magen.
Das wird was wollen, eh's vergeht;
Das beste Mittel ist Diät.“

Darauf verschreibt er emsiglich
Ein Tränkchen ihm und Pillen,
Ermahnt ihn ernst, den Magen sich
Ja nicht zu überfüllen,
Und spricht, ihn tröstend, noch beim Geh'n:
„Ihr sollt mich baldigst wiederseh'n.“ —

Als er am dritten Tag nachher
Besucht den Patienten
Und fragt, wie wohl so ohngefähr
Die Sachen mit ihm ständen,
Da spricht die Frau: „Se, just nicht schlecht!
Nur essen will er noch nicht recht.

Er frug mich gestern: Kochtest du
Mir wohl Kartoffelklöße?
Gleich koch' ich welche, und dazu
Ein ganzes Kalbsgekröse.
Das hat ihm sonst so gut geschmeckt,
Doch gestern hat er nur geleckt!“

Und als der Doktor an der Kur
Bei solchem Unsinn zweifelt,
Da fährt sie fort: „Er hat ja nur
Ein bißchen dran geknäuselt!
Ich glaube, daß er in der Tat
Wohl dreizehn taum gegessen hat!“

Der Doktor lacht: „Und sagt, wie groß
Macht ihr denn eure Klöße?“
„Se nun, so ganz gewöhnlich bloß,
In Kaffeetassengröße!“
„Und hat er darauf nicht geklagt?“
„Nein, er hat keinen Murr gesagt!“

„Boß Bliß! Wie viel ist euer Mann
Denn in gesunden Tagen?“
„Se nun, Herr Doktor, da? — da kann
Er dreißig wohl vertragen!“
Der Doktor hält den Bauch und lacht,
Und nimmt den Hut und Stock und sagt:

„Wer solchen Appetit noch hat,
Den braucht kein Arzt zu quälen!“
Er geht, das Späßchen in der Stadt
Den Fremden zu erzählen.
So ward des Kranken Gut im Land
Gar bald das Kloßgut nur genannt.

E Späß beim Schwammegiehe

Wenn in Gahr dr August ra'kam, dernoehert krieget dr Hornmügen-Rand 's Schwammefieber. Raus mußt'r in Wald — weit naus — un salt draußn esu richtig mitten nei in de Dickicht'r, wu dr Teisl seine Gunge net sucht. Gerode dortn hatt dr Rand seine Flacke. 'r brauchet de Pilz bluß esu wagzenamme.

De annern Leit, die hattn ihre Rut — die loss'n siech de Baa oh in Wald: Nischt hattn se in Sack, wie a paar Teiberling oder a paar Feiertpilz. Mei Rand dergegen bracht de voll'n Körb un Sack nár esu abgescleppt. Un wos für Schwamme! Die kunnt mer ne ohlaafen aah uhne Brill. Bluß e aanzigs Mol, do is'r ne Leitn zun Gespött wur'n. Die Sack kam esu:

Dr Rand war ne Sunntig viermittig weit druhm in Zachen-Wald rimgekrochen, weil dorthierten eitt de Staapilze racht gang un gab sei in dan Staa-Geieter (Steingeröll). 's Gelick is aah heit wieder bei ne gewasen. Esu üme zahne rim war sei Schwammesack gestrogt voll. Ober ehamm wollt'r noch net giehe.

Dos Sunntigwatter war heit zu schie! Un dosderhalm (deswegen) hot'r siech off 'ner Waldschneis ne'gelegt in de schiene warme Sunn. Seine Schwamme die hot'r nüber gehängt in Schatten an e kkaans Fichtl. Sitte feierliche Ruh in Wald un dar schiene Frieden tota men'n Rand gut, un 's brauchet kaane Bärtelstund, do war mei Rand ei'geschlofn. 's traamet'n, ar läg bei dr Seifert-Mahme off'n Kannepe un hätt ene grüße Wortschies in dr Hand.

Ihe, wie mei Rand esu in dan schinften Traam dreinei is, komme an Barg raus e paar Schwammegieher gekrochen. Dos is dr Weinzl-Arnst un sei Freind, dr Hoberbrut-Albin. Wie dr Arnst an Waldrand hieschleicht, siecht'r dos Sackl an Baaml hänge. 'r guket siech üm, ob iemand in dr Nahnd (Nähe) is. Schu ward'r men'n Rand gewahr dort drübn in dan Wald-gros. O, dan schmeckt dr Schloß gut!

Fig winkt dr Weinzl-Arnst sen Freind anzu (herbei). Se bischbern a Weil besamme. Un nu saa mer siech dos Theater schu denken: Se namme dos Schwammesackl vu dar Ficht runner un verschwinden dermuet nei in Wald. Wos macht die Bande? Se fülln ne Rand seine schin'n Pilz nei in ihre Schwammesackle. Wie se dos Kunststuck fartig hoom, laafen se ganz sachte in Wald rim un sammeln lauter giftige Schwamme. Grüße — kkaane fülln se nei in dos leere Sackl, bis se bis uhm wieder voller hoom. Ganz sachte ward's ihe wieder naufgehängt ans Fichtl. Dr Rand merkt nisch, dar schleest noch, wie e kkaans Kindl in dr Wieg. Erscht als die zwaa Geister mit ananner in Wald nüber verschwunden sei, weckt dr Rand sachte aus sen'n Traam auf. 'r gukt an dr Taschenuhr. 's is gesech halb zwölfe. Ei, ihe mußt'r machen, doß'r ehamm kimmt. Hush, läßt'r hie ans Fichtl, nimmt sei Schwammesackl un firschtert dermuet an Zachenbarg no.

Dr Weinzl-Arnst un dr Hoberbrut-Albin die soofen in dar Zeit schu lang drinne in dr Kaller-Schänk bei enn Tipl Bier un spannte'n zun Fenster naus, ob mei Rand net bal vorbeigeloffen kám.



's dauret kaane ewige Läng, do kam dar gute Maa draußen vorbei geschlumpert. Se winket'n rei in dr Gaststüb. — ihre Schwammesackle die hatten se fix noch hinner dar Bank versteckt.

„Wu kimmtst dö du har?“ freeget'n se racht dumm. „Inu, dos sahi ihr doch! Aus de Schwamme!“ Dobei hielt ar sen'n Schwammesack in de Höh'.

„Ei Dunnerwatter,“ saacht dr Arnst, „du hast ober e Pfaar-Gelick!“

„Ach, wos ward'r dö drinne hoom?“ lachtet dr Albin, „lauter giftigs Gelump!“

Ihe war ober mei Rand ans empfindliche Flackl getroff'n. „En'n alten Drack!“ plaget'r raus. „Im wos wölln mer wetten, doß kaa giftiger Schwamm in dan Sack is! 3 Mark gab iech jeden, dar enn drinne find't!“

„Ach naa,“ saacht'n die zwaa, „esu viel wölln mir gar nei heit zun Sunntig verdiene! — Ober hordch amol, Rand, mer machen dos Ding esu: Du gibst uns für jeden schlachten, dan mer finden, enn guten!“

„Inu, wenn ihr wetter nisch wollt,“ lachtet mei Rand lustig, „dan Gefalln kaa iech eich schie tue! Erden ward ihr halt nisch — do bie iech gut derfür. Gastwärt, komm har, du bist dr Schiedsrichter!“

Wie se allezamm drimrim troten, band mei Rand sen'n Schwammesackl auf. Ober nu die Läng, die ar ihe machet, wie ar dos giftige Gelump sooch.



Ja, die Schwamme, Schwamme, Schwamme, die sei gut...

War de esu wos mieglich?

„Siste, nisch wie falsch! Gelump haste drinne, un do sprichst de, du wärscht a Pilzkenner! De Welt' hoom mir gewunne!“

Mei Rand stand do, wie mit dr Müß derpocht. „Wenn iech dan Hallunk derwischt, dar mir dan Straach gespielt hot, dan steckt iech se allezamm aanzeln nei in dr Busch!“

„Hahe, bluß erscht hoom!“ saacht dr Gastwärt, „iech iat' salberscht a bißl miet füttern halsen do an runden Tiesch!“

„Ra, ihe loßt's nár gut sei, ihr Leit! Dos Rassel ward schie noch gelöst. — Ueber acht Tog, do seid ihr wieder dohierten in dr Schänk — do kriegt ihr eire Pilz, lauter ornd'tliche. Un dr Wärt, dar kriegt aah e paar sitte Staapilz, weil'r esu a Gefiehl für mer hot!“

Esu lang dr Hornmügen-Rand die Red' hielt, konnten siech die zwaa biesen Geister 's Lache bal net soot verbeissen. „Es is ohgemacht!“ saacht'n se. „Trinken mer off die Fräd noch a Tipl Bier!“

„Eiu,“ saacht dodrauf dr Gastwärt, „dos macht ihr racht! In dar Sack, do kenn iech sei ne Rand! Wos dar sogt, dos macht'r — un wenn ar föll dr Nacht draußen in Wald rimlaafen!“

Dos Wort hot men'n Rand gut geta. Wie se allezamm ausgetrunken hatten, sei se seeder. „Also, off Wiederseh' ne Sunntig!“ saacht'n die zwaa Schlausinken unner dar Haustür, un domiet war dr erschte Akt alle.

Ku kam dr zwäte. Ne annern Sunntig soohen dr Arnst un dr Albin wie hiekommandiert in dr Kaller-Schänk. Ah noch a Hardl annere Gäst war an Tiesch dra. Se derzehletn allerhand lustigs Zeig. Wie se esu schie dreinei sei in dan Dischkur, kimmt a Madl zer Tür rei. Dos Madl hot off jeder Seit enn gruhen Handkorb. Do liegt Roos drinne, un in dan Roos do sei lauter grüße Pilz nei'gesteckt — Staapilz, Bärkenpilz un aah braune Butterpilz. 's sieht aus, als wennes a Hochzich-Geschenk war'n föllt.

„En'n racht schinn Gruß vun Hornmügen-Rand,“ spricht dos Madl, „un do wärn die Pilz für ne Arnst un Albin. Se fölln se siech racht gut schmeden lossen — de Butter wär' schu dra!“

Alles gucket off die schinn Körb. „Nä esu wos,“ saacht dr Meinzl-Arnst, „do hot dr Rand doch sei Versprochen gehalten. Wärflich, do möcht' iech ne Rand lobn! — Wärt, komm har, von mir kriegt dr Rand ene Schachtel Ziggarn — Zahpfenger!“

„Un von mir,“ saacht dr Albin, „do kriegt'r für fußzig Pfeng Knackwärfchtle. Ich will aah nei kniderig sei!“



Jon Winter gibt's e warme Stub . . .

„Un iech mach' ne ganz Robeln — iech gab a Flaschl Psafferming; weil dr Rand sei Wort hält!“ sehet dr Wärt derzu. Na, qui un schie: 's ganze Zeig wur' ei'gewickelt, un 's Madl machet dermuet seeder. Ige wur'n nu de Pilz richtig bejah' un ausn Korb rausgenommen. Ober do brauchet'n se kä Brill. Alles war vun uhm bis nieder zerfrassen wie a alts Tuchlact, un de Moden die krochen unner dan Hut rim, wie beim Battelmaa de Flöh' un de Leis. Ober ige war'n se aufgeschmissen! Nei enn Pilz kunnten se genießen. Für de annern Gäst war dos natierlich ne Höllenlust, un die wur' noch viel greßr, wie dr Arnst un dr Albin mit dr Farb' rausrückt. Ige soohn se doch nār, doh dr Rand aah net off'n Kup gefallen war.

„Ja, ja,“ saacht dr Wärt, „iege laa iech für eich Mannsen ne Schiedsrichter machen. Un mei Sprüchl dos haacht esu: War Uhracht tut, dar muh aah Uhracht leiden!“

Dr Hornmügen-Rand hot dan Spruch net miet gehärt. Dar sooh dr-hamm an Tiesch bei dan schinn Frühstuck — un dos hot'n geschmeckt.

Bernh. Brückner, Leipzig.

Zur Ernte reif

Herr, die Erde ist geeignet
Von dem Wohlsein Deiner Hand,
Güt' und Milde hat geregnet,
Dein Geschenk bedeckt das Land.
Auf dem Felde, in dem Garten
Ist Dein Segen ausgestreut
Und gekrönt ist unser Warten,
Unsre Herzen sind erfreut.

Aller Augen sind erhoben,
Herr, auf Dich zu jeder Stund',
Dah Du Speise gibst von oben
Und versorgest jeden Mund;
Und Du öffnest Deine Hände,
Dein Vermögen wird nicht matt,
Deine Hilfe, Gab' und Spende
Machet alle froh und satt.

Gnädig hast du ausgegossen
Deines Ueberflusses Horn,
Liegst Gras u. Kräuter sprossen,
Liegst wachsen Frucht und Korn;
Mächtig hast du abgewehrt
Schaden, Unfall und Gefahr,
Und das Gut steht unverfehrt,
Und geeignet ist das Jahr.

Hilf, dah wir dies Gut der Erden
Treu verwalten immerfort,
Alles soll geheiligt werden
Durch Gebet und Gottes Wort,
Was wir wirken und vollenden,
Sei ein Same für Dein Reich;
Wenn Du wirfst die Sichel sendend,
Sei die Ernte groß und reich!

Heinrich Buchta. † 1855.

